

Reinhold Schneiders Leben und Werk

Vor 50 Jahren, am Ostersonntag 1958, starb Reinhold Schneider. Er war am Kar Samstag in der Kirchstraße in Freiburg, nicht weit von seiner Wohnung, auf dem Weg zur Osternachtfeier so unglücklich gestürzt, daß er wenige Stunden später im Loretto Krankenhaus an Gehirnblutungen starb, noch nicht 55 Jahre alt. Der Dichter wurde im Freiburger Münster aufgebahrt. Am 10. April wurde er in seiner Geburtsstadt Baden-Baden im Schneiderschen Familiengrab auf dem Hauptfriedhof beigesetzt. Sein Freund Werner Bergengruen erinnerte in seiner Grabrede an all jene, „die in der Anfechtung, in der Not, in der Verzweiflung der furchtbarsten Jahre unserer Geschichte die Tröstung, die Kraft, die Milde und Liebe dieses großen selbstlosen Herzens erfahren haben“. Er fügte hinzu:

„Alle Leiden seiner leidensreichen Zeit hat Reinhold Schneider mitgelitten und die Leiden, die allen Zeiten verhängt sind, als seine eigenen angenommen und ausgetragen.“¹

Damals, in den 50er Jahren, war Reinhold Schneider ein berühmter Mann. Sein Name war nicht nur Literaturkennern geläufig, sondern auch einer weiteren Öffentlichkeit bekannt. Er war ein renommierter, vielfach ausgezeichnete Autor, Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, Mitglied des Ordens Pour le mérite. Seine Bücher erzielten beträchtliche Auflagen. Er war auch als Redner, als Tagespublizist, als Rezensent geschätzt. Und es gab viele, die in ihm weit mehr sahen als einen Künstler, einen Schriftsteller. Schneider galt als moralische Autorität. Mit einiger Kühnheit, aber durchaus der damaligen Einschätzung entsprechend hatte Edzard Schaper beim Erscheinen des Schneiderschen Lebensberichts „Verhüllter Tag“ im Jahr 1954 die Überzeugung geäußert: „Deutschland hat ein Gewissen, solange Reinhold Schneider lebt.“²

Zwischen Musealisierung und Wiederentdeckung

Inzwischen ist ein halbes Jahrhundert vergangen. Wie steht es heute mit Reinhold Schneider? Was weiß die gegenwärtige Öffentlichkeit von seinem Leben, seiner Persönlichkeit? Wie präsent ist sein Werk? Kennt man es überhaupt noch? Ist der einst so berühmte Autor inzwischen historisch geworden, so wie andere Repräsentanten unserer Literatur unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg auch: Elisabeth Langgässer, Gertrud von le Fort, Edzard Schaper, Rudolf Alexander Schröder, Wer-

ner Bergengruen? Hart gefragt: Ist Reinhold Schneider heute Vergangenheit, gehören sein Leben und Schaffen ins Archiv, ins Museum, nicht mehr in Buchhandlungen, Bibliotheken, in die Hände der Leser? Oder harrt alles der Wiederentdeckung, der Aktualisierung – der Mann, sein Werk, sein Leben?

Im Frühjahr 1944 sah ich Reinhold Schneider zum ersten Mal. Er ging am Loretoberg in Freiburg spazieren – eine riesige ausgemergelte Gestalt, wie aus einem El-Greco-Bild geschnitten. Ministranten aus unserer Nachbarpfarrei St. Johann berichteten von kleinen Expeditionen in sein Haus in der Mercystraße – sie brachten Beeren aus dem Wald dorthin, denn Schneider, der magenkrank war, konnte nur wenig feste Kost zu sich nehmen. Er lebte von Wein und Brot und Obst. Ob ihm freilich dauerhaft zu helfen, ob er tatsächlich zu heilen war, das war fraglich. Ein mit ihm befreundeter Arzt sagte zu mir: „Er *will* leiden!“

Schneider hatte es schwer in seinem Leben, das voll von Unsicherheiten und Selbstzweifeln war. Immer wieder scheiterte er mit seinen Plänen. Schon durch seine Leibesgröße – er war über zwei Meter groß – fiel er auf. In Spanien und Portugal, wo er sich gern aufhielt, erschrakten die Leute vor dem riesigen Mann. In Deutschland sah man verwundert an seiner Gestalt empor. Einmal habe ich nach dem Krieg einen Dialog zwischen Reinhold Schneider und dem kleinen, fast zwergenhaften Kunsthistoriker Heinrich Lützeler belauscht, der auf Zuschauer überaus komisch wirken mußte. Größe im übertragenen Sinn mag für Menschen, zumal für Künstler, ein lockendes Ziel sein – als physische Mitgift wirkt sie im täglichen Leben eher belastend.

Ein schweres Leben

Reinhold Schneider wurde am 13. Mai 1903 in Baden-Baden geboren. Seine Familie war ein Ensemble von Gegensätzen. Vom introvertierten, zu Depressionen neigenden protestantischen Vater aus Sachsen besaß der Sohn das, was er selbst im Rückblick auf sein Leben „der Schwermut Erbe“ nennt. Leichtlebiger, extravertierter war die katholische Mutter vom Bodensee, aus der berühmten Familie Messmer stammend (unter den verwandten Vorfahren Reinhold Schneiders war auch Franz Anton Messmer). Reinhold wuchs, gemeinsam mit seinem Bruder Willy, als Hotelierssohn in der berühmten Maison Messmer auf, wo vor dem Ersten Weltkrieg Großherzöge und Fürsten, Adelige und reiche Bürger – und regelmäßig auch der Kaiser – aus- und eingingen. Er hat den letzten Glanz des Zweiten Kaiserreichs noch erlebt – obwohl, wie er selbst sagt, das große Haus mit seinen stets offenen Türen und Toren und dem ständigen Kommen und Gehen der Gäste und Bedienten den Kindern keine rechte Geborgenheit bot³. Nach dem Krieg aber leerte sich der stolze Bau fast ganz, die alte großbürgerliche Welt zerfiel. Das Hotel, überschuldet, wurde schließlich verkauft. Die Ehe der Eltern zerbrach. Der Vater, schwerkrank, machte seinem Leben am 8. April 1922 ein Ende.

1921 legte Reinhold das Abitur ab. Einen geistigen Beruf zu ergreifen traute er sich nach eigenem Zeugnis nicht zu. Er wollte in der Natur leben und entschied sich für ein landwirtschaftliches Praktikum im Gut Langenstein. Doch der „grauenhafte Prozeß sich verzehrenden Lebens“ in der Hühnerfarm, wo das Fleisch der toten Rinder, das als Futter diente, in der Sommerhitze ins Fließen geriet und massenweise Würmer aufgeschaufelt und verfüttert werden mußten, schockierte und überwältigte ihn – er mußte abbrechen, siedelte nach Dresden über, begann eine kaufmännische Ausbildung bei der Kunstanstalt Stengel & Co., bald erweitert durch Arbeiten als Übersetzer und Fremdsprachenkorrespondent. Hier in Dresden, wo er ein knappes Jahrzehnt verbrachte, seit 1928 als freier Schriftsteller, formte sich Schneiders geistig-literarische Welt, hier begann sein Leben als Autor; auf den langen Straßenbahnfahrten zur Arbeit oder nachts bei Gaslicht las er Platon, Kant, Schopenhauer und Nietzsche – dazu die großen romanischen und angelsächsischen Autoren in den Originalsprachen. In intensiven Studien eignete er sich fast alle europäischen Sprachen bis auf die slawischen an. Er schrieb für Zeitungen und Zeitschriften und für den Rundfunk und ließ sich nicht entmutigen, wenn die Manuskripte oft postwendend zurückkamen – doch das Klatschen im Briefkasten, ein Laut der Vergeblichkeit, sollte ihn auch in späteren Jahren noch erschrecken.

Dresden wurde ihm auch in einer anderen Hinsicht zum Schicksal. Er lernte dort – nach einem Selbstmordversuch auf den Spuren des Vaters – eine 22 Jahre ältere Frau, Anna Maria Baumgarten, kennen; es war der Beginn einer lebenslangen Beziehung zwischen zwei Ungleichaltrigen, Ungleichen – eine Verbindung, in der Perioden leidenschaftlicher Hingabe und heftiger Abwendung einander folgten, bis nach erschöpfenden Jahren eine Freundschaft auf der Basis des Verzichts entstand. Anna Maria Baumgarten wurde Schneiders Lebensgefährtin und auch so etwas wie die Mutter seiner Bücher – zeitlebens widmete er ihr das jeweils erste Exemplar eines neuerscheinenden Bandes. Später setzte er sie testamentarisch zur Alleinerbin und zur Verwalterin seines Nachlasses ein, der sich heute als Reinhold-Schneider-Archiv in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe befindet. Man kann wohl mit Recht sagen, daß es den Nachlaß, das Archiv, ja den Schriftsteller Reinhold Schneider ohne diese Frau nicht gäbe.

Opposition gegen den Nationalsozialismus

1932 siedelte Schneider nach Potsdam über, wo er – mit Unterbrechungen – bis 1937 lebte. 1934 wurde er aus nächster Nähe Zeuge der Mordtaten Hitlers an Kurt von Schleicher, Edgar Jung, Erich Klausener. Er erlebte die Anfänge der Judenverfolgung, das tragische Schicksal Jochen Kleppers und seiner Familie, hörte Einzelheiten über die Schrecken der Konzentrationslager. Im Salon des Malers Leo von König lernte er Schriftsteller, Künstler, Verleger kennen, darunter zahlreiche Geg-

ner des Regimes⁴. Immer wieder verbot die NS-Zensur seine Bücher, zuerst „Die Hohenzollern“ (1933), dann „Das Inselreich“ (1936). Bald finden sich Spuren des Widerspruchs, des Widerstands in seinem Werk, sei es verschlüsselt in historischen Erzählungen, sei es unverhüllt in den heimlich durch Abschriften verbreiteten Sonetten und Kleinschriften. Längst hatte Schneider die anfängliche Illusion abgestreift, Hitler könne ein Werkzeug werden für die von ihm befürwortete Wiederherstellung der Monarchie in Deutschland. Mit den „Szenen aus der Konquistadorenzeit“, die 1938 unter dem Titel „Las Casas vor Karl V.“ erschienen, formulierte er den nachdrücklichsten literarischen Protest gegen Rechtsentzug und Verfolgung, der im Dritten Reich geschrieben und publiziert wurde.

Mit der Opposition gegen den Nationalsozialismus verband sich bei Schneider eine immer stärkere Hinwendung zur Kirche. In seiner Jugend war er in einer sanften Gleichgültigkeit gegenüber Kirche und Christentum aufgewachsen. In der Dresdener Zeit entwickelte sich bei ihm – auf den Spuren Friedrich Nietzsches und Miguel de Unamunos – eine aristokratisch-tragische Weltsicht. Er erfuhr Geschichte als eine „Streitwelt“ unauflösbarer Konflikte, die ihn ebenso faszinierte wie durch ihre Ausweglosigkeit bedrückte. Erst der Anprall des Dritten Reichs brach den Panzer des heroischen Nihilismus auf. Bewußt bekannte sich Schneider jetzt zum katholischen Glauben. 1937 zog er von Potsdam nach Hinterzarten und ein Jahr später nach Freiburg, wo er bis zum Lebensende wohnte und schrieb.

Im Krieg wurde Schneider, nach eigenen Worten, „endgültig abberufen“ vom literarischen Leben – und dafür „einberufen“ in eine religiös-geschichtliche Existenz. 1941 wurde ihm die Publikationserlaubnis entzogen. Der Alsatia-Verlag in Colmar und sein Chef Joseph Rossé sprangen in die Bresche⁵. Schneiders Schriften erschienen bis 1944 in Colmar, ohne Jahreszahl, aufgrund von Verträgen, die Rossé „streng illegal“ vor die Zeit der deutschen Besatzung im Elsaß zurückdatierte, und mit Papierlieferungen des Freundes Heinrich von Schweinichen aus Berlin. Sie fanden über die Militärfarrer des Heeres, über Jugendgruppen und Pfarreien in der Heimat den Weg zu unzähligen Lesern. Überall tauchten Schneiders Texte auf: in Schulen, Luftschutzkellern, in Gefängnissen und Lagern, an der Front. Der Dichter, aus der Öffentlichkeit verdrängt, wurde zu einem literarischen Gebieter im Untergrund. Seine Arbeiten verbreiteten sich im Schneeballverfahren, auf eigenen improvisierten Vertriebskanälen – eine Samisdatliteratur im „braunen Reich“, bei den Mächtigen verpönt und verboten, bei vielen Lesern heftig begehrt und von Hand zu Hand weitergegeben. Aus dem formvollendeten Historiker, dem kunstreichen Essayisten, dem Insel- und Hegner-Autor war ein Tagesschriftsteller geworden – ein Prediger, der zu letzten Entscheidungen aufrief und dessen Sonettzeilen manchmal wie Tagesbefehle klangen: „Allein den Betern kann es noch gelingen, das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten.“

Das war der Mann, von dem wir Jüngeren nach dem Krieg die ersten Deutungen des Unheils hörten, dem wir gerade entronnen waren. Ich erinnere mich an einen

Vortrag im Februar 1946: „Der Mensch vor dem Gericht der Geschichte“. Dort sagte Schneider über Hitler, den Mann, dem das Wort verweigert war, obwohl er es unaufhörlich sprach: „Wohl nur selten stand die Macht eines Menschen in solchem Mißverhältnis zum Wort, war die Macht so ungeheuerlich und das Wort so arm.“ Schneider erinnerte an Züge des Überdrusses auf dem Gesicht des Despoten, die in unbeobachteten Momenten sichtbar wurden:

„Er haßt, was er nicht besitzt, was ihm entgleitet: und die Ahnung eines schauerlichen Endes ... umdüstert ihn plötzlich im Fanfaren-Lärm; er ahnt, daß er stürzen wird; dann wirft er sich wieder in den Rausch des Befehls, wahnwitziger Träume und meint sich emporgetragen ... Er will bewegt sein ohne Ende und eine solche Bewegung schaffen: sein Symbol ist das kreisende Kreuz – nicht das stehende, das die Wahrheit widerstrahlt.“

Doch Schneider hob die dämonischen Züge Hitlers nicht hervor, um die Deutschen zu entlasten – so als seien sie, ohne es zu ahnen, willenlose Opfer einer fremden Macht geworden:

„Der Mächtige der abgelaufenen Stunde und seine Macht stehen ohne Zweifel in einer sehr tiefen Beziehung zur deutschen Geschichte ... Wenn wir Geschichte und Geistesgeschichte unseres Volkes unbestechlich durchforschen, werden wir unheimlich-gespenstischen Vorbereitern dieser nihilistischen und todessüchtigen Vergötzung der Macht und der ihr gemäßen Entwürdigung des Menschen an vielen Orten begegnen – aber auch Geistern, die ihnen widersprachen und zum Schaden aller nicht gehört wurden. Im großen Zusammenhang der Geschichte müssen wir für diese Erscheinung eintreten: so wie sie war, ist sie hier nur möglich gewesen: wollen wir sie überwinden, so müssen wir sie in unserer eigenen Geschichte bekämpfen.“⁶

Das war eine engagierte Rede – und solches Engagement für eine bessere Zukunft schien uns damals die einzig vorstellbare Rechtfertigung für Literatur zu sein. Es war kein Zufall, daß Schneider in der Nachkriegszeit für viele zum Protagonisten einer „littérature engagée“ wurde. Das alte „l'art pour l'art“ schien tot zu sein, der alte Elfenbeinturm fand keine Bewohner und Besucher mehr. „Poetry does not matter“, auf Poesie kommt es nicht an – so sagte damals selbst ein Ästhet wie T. S. Eliot – übrigens ein christlicher Dichter wie Schneider. Ein Reich der Kunst aufzurichten jenseits der politischen und sozialen Realitäten – das schien in jenen ersten Nachkriegsjahren nicht nur ein vergebliches Bemühen zu sein; es hätte für uns auch eine Verhöhnung der vielen leidenden Menschen in aller Welt bedeutet.

Ein Riesenwerk mit sämtlichen poetischen Gattungen

Wenn wir uns nun dem Werk Reinhold Schneiders zuwenden, so fallen schon bei flüchtiger Bekanntschaft zwei Dinge ins Auge. Einmal: Dieses Werk ist riesig, es umfaßt – selten genug bei modernen Autoren! – *alle poetischen Gattungen*: Lyrik,

Epos, Drama; dazu kommt ein umfangreiches nichtpoetisches Œuvre: Traktate, Essays, Reden, Rezensionen, Zeitungsartikel, Briefe. Zweitens: Es gibt in diesem Werk, deutlich erkennbar, *zweierlei Arten von Texten*: solche, die der „littérature pure“, und solche, die der „littérature engagée“ zugehören oder zustreben.

Der *frühe* Schneider ist auf dem Weg zur reinen Literatur, Formprobleme stehen für ihn im Vordergrund, er strebt nach einer in sich geschlossenen „Architektur“ der Dichtung; die Verse sollen nach einem Eintrag im Tagebuch „symmetrisch, schwer“ sein wie der „Stil des Escorial“. Form ist für ihn Inhalt; sie darf unter keiner Bedingung geopfert werden. Je stärker, je zerstörender die innere Gewalt, desto mächtiger das freigewählte Gesetz, die Form⁷. Der *spätere* Schneider dagegen, vom Zeitpunkt seiner „Einberufung“ an, öffnet seine Dichtung auf die Menschen hin; als er im Krieg das „Vaterunser“ schreibt, stellt er nach eigenem Bericht die Schreibmaschine auf den Bett-Tisch. Das Buch, das so entsteht, soll „nur ein Trost sein“. Das Schreiben ist ein fast somnambuler Vorgang: „Ich schrieb“, sagt Schneider, „fiel gleich darauf in Schlaf und schrieb dann wieder.“⁸ Die Sätze formen sich von selbst. Ob sie vollkommen sind oder nicht, in sich abgerundet oder hastig herausgeschleudert: Sie sollen auf jeden Fall, um jeden Preis, *die Menschen erreichen*. Der Dichter will helfen, will Leben retten – wie im Krieg, wie auf einem Verbandsplatz. Es geht um Sein und Nichtsein, das Ästhetische tritt zurück: „Auf Poesie kommt es nicht an.“

Alle Prosaschriften, alle Dramen Schneiders – und selbst ein großer Teil seiner Gedichte – handeln von *Geschichte*, stehen zumindest in einem geschichtlichen Kontext. In seinen Geschichtsepen – die nicht mit traditionellen historischen Romanen zu verwechseln sind! – entwickelt er einen neuen, einzig ihm eigenen *tongeschichtlicher Imagination*. Städte, Länder, historische Gestalten und Ereignisse erstehen in unmittelbarer Anschauung vor dem Leser – sie werden *vergegenwärtigt* im Wortsinn. Die Darstellung orientiert sich an den Quellen, geht aber über sie hinaus. Der Dichter schlüpft in die Handelnden, in ihr Denken und Tun hinein. Lücken der Erkenntnis werden mit poetischer Phantasie geschlossen. Wie ein antiker Autor legt Schneider seinen Gestalten Reden in den Mund – Las Casas spricht zu Karl V., Thomas Morus zu Heinrich VIII. Parallele Lebensläufe werden geschildert: Calvin und Ignatius, Prinz Eugen und Friedrich der Große; aber auch Gegensätze werden artikuliert – so die Verschiedenheiten zwischen Maria Theresia und ihren Kindern. Bei solchen poetischen Beigaben mochten sich professionellen Historikern manchmal die Haare sträuben – wie oft habe ich den Satz gehört: „Damit kann ich nichts anfangen!“, auch von Fachleuten, die Schneider durchaus wohlwollten. Aber warum sollten verdeutlichende Stilisierungen dieser Art einem Romancier, einem Dramatiker verboten sein? Ist Geschichtsschreibung nicht auch Kunst? Ist nicht Klio eine Muse?

Jedenfalls hat Reinhold Schneider viele historische Gestalten auf unvergeßliche Art gezeichnet: Lothar von Supplinburg, Innozenz III., Franziskus, Teresa von

Ávila, William Shakespeare, Pierre Corneille, Mirabeau, Joseph von Eichendorff und viele andere; einiges aus der Fülle dieser Texte könnte durchaus Lesebücher und Schulbücher zieren.

Aber auch Zeitgenossen hat er unvergleichlich porträtiert, Männer des Widerstands wie Karl Ludwig Freiherr von und zu Guttenberg und Bischof Konrad von Preysing, Verleger wie Anton Kippenberg und Joseph Rossé, Poeten wie Jochen Klepper, Maler wie Leo von König – und auch den alternden Wilhelm II. in Doorn, den er mehrfach besucht hat.

Das Kapitel „Potsdam und Doorn“ in „Verhüllter Tag“ ist ein Kabinettsstück einfühlsamer Portraiturekunst, wie einige Sätze über Wilhelm II. deutlich machen können:

„Aus der echten Repräsentanz, der Würde, der Darstellung überantworteter Werte, der Bildlichkeit des Menschseins, die keinem Fürsten erlassen werden können, war Wilhelm II. im Suchen nach dem Effekt in das Leere gegliedert. Dennoch umwehte ihn noch die Präsenz des Geschichtlichen, die auch entmachteten Trägern großer Namen und Vergangenheiten eignet. Das Zerstörende war der unstillbare Durst des Schauspielers nach Beifall ... Heute erscheint er mir wie eine viel zu kleine Gestalt in einem riesenhaften Raum. Unter dem Namen seiner Herrschaft sind an den von ihm geförderten Instituten die folgenschwersten naturwissenschaftlichen Entdeckungen gemacht worden, hat sich das Weltbild der Physik völlig verändert. Die Perspektive unserer Ära klappte dann mit dem Ersten Weltkrieg auf. Der erste Krieg ist die zersprengende Katastrophe: er warf die Menschen aus, die das Verbrechen des zweiten auf sich nahmen; er lieferte die Waffen in ihre Hand, erweckte, steigerte die Gewalt der Technisierung, die, nach allem Ermessen, die unwiderstehliche Wucht unserer Geschichte ist. Und doch war Wilhelm II. noch ein fürstlicher Mensch, der die Welt in großen Zusammenhängen sah. So wird der Beherrscher eines starken Volkes, seiner Heere und Flotten, Förderer und Zerrütter, Feldherr nur dem Namen nach, aber auf den Feldern namenlosen Grauens, zum Symbol kranker Macht. Wie stark, ja bewundernswert auch sein Wille zur Haltung ist: er ist verkehrt, wie vom Tode gestreift; er hält sich starr auf dem Pferde; er befiehlt: die Truppe gehorcht ihm noch, aber nicht der abgestorbene Arm. Und niemand vermag zu sagen, welche Verhängnisse ... der hinter ihm düsternde Himmel unserer Weltzeit noch birgt. Denn eben jener gelähmte Mächtige ritt uns voraus.“⁹

Manchmal geht der Wandel von der „reinen“ zur „engagierten“ Literatur bei Schneider leise, kaum merklich vor sich. Manchmal kann man ihn aber auch in deutlicher Form erleben. Beispielhaft zeigt sich das an Schneiders erster größerer Erzählung „Das Leiden des Camoes“ (1930) im Vergleich mit der späteren „Las Casas vor Karl V.“ (1938). In beiden Erzählungen ist der Autor sichtbar, er ist inbegriffen im Text, gegenwärtig in den Vorreden und Motti – aber in wie verschiedener Weise zeigt er sich!

„Das Leiden des Camoes“ schildert, wie der Untertitel sagt, „Untergang und Vollendung der portugiesischen Macht“. Die Entdeckungsfahrt des Vasco da Gama wird gezeigt, die Eroberung eines Stücks von Indien, der Kolonialismus der losgelassenen Soldateska – auf manchen Seiten entfesselt Schneider ein wahres Theater der Grau-

samkeit. Parallel zum Lebensweg des Eroberers werden die Spuren des Dichters verfolgt. Camoes hat der Nachwelt den Triumph der portugiesischen Waffen überliefert, er hat das entstehende Reich beschrieben, seine Größe und Unsterblichkeit gefeiert – aber er leidet an seiner Aufgabe; Erinnern und Schreiben ist für ihn „das menschlichste, das furchtbarste Leiden“. Ihm bleibt nur ein Ausweg: in den „Lusiaten“ die historische Wirklichkeit ins Ideale, Poetische, Zeitüberhobene zu verwandeln, aus dem Schmerz ein Kunstwerk zu machen – obwohl er es in Wahrheit besser weiß, weil er in der Realität als Soldat selbst an den Greueln des Krieges beteiligt war. Der Dichter leidet, die Dichtung triumphiert, so lautet die Botschaft. Poesie überlebt den Tod des Eroberers ebenso wie den Schmerz des Chronisten. Sie transformiert Glück und Unglück der Geschichte, den Sturz der Macht, die „mit Blut erstrittene Ewigkeit“ in ein Gebilde von Dauer: die reine poetische Form¹⁰. Im Zweifelsfall verklärt sie auch das Unentschuldbare. Aus dem Leiden des Dichters, aus seinem Erzählen entsteht das portugiesische Nationalepos, der Mythos Portugals.

Stehen im „Camoës“ politische Wirklichkeit und Dichtung noch in unversöhnlicher Spannung zueinander, so zeigt sich in „Las Casas“ eine sehr viel engere, komplexere Beziehung. Die Sphäre des Menschlichen, der Humanität, der Leidenden, der Opfer – vorher fast ausgeblendet, weil sie nur in der Perspektive der Täter erscheint – wird deutlicher, plastischer, rückt in den Mittelpunkt. Las Casas ist, wie Camoes, eine historische Persönlichkeit. Aber er ist nicht ein Dichter, sondern ein Mönch – und er gießt die Schrecknisse der Zeit nicht in lyrische und epische Formen um, um sie für die Nachwelt zu bewahren. Vielmehr kämpft er, alles aufs Spiel setzend, gegen das Unrecht und seine Verteidiger an, geleitet allein von seinem Gewissen. In den Augen des Autors ist er ein realer Mitspieler und Gegenspieler im politischen Prozeß, er engagiert sich – und obwohl er nichts Unmittelbares ausrichten und die Wendung zum Besseren nur *vorbereiten* kann, wird er in seiner großen, die Eroberer anklagenden, die Indios verteidigenden Rede vor dem Kaiser doch zum unüberhörbaren Zeugen für das Recht. Mit Festigkeit und unter Lebensgefahr bezeugt er ein Menschenrecht, das die Eroberer in die Schranken weist – ein Recht, für das er schließlich, wenn auch spät, auch beim Kaiser Gehör findet.

„Christen, dieser ist der Zeuge / der vor künftigen Geschlechtern / meine Rechtllichkeit bezeugt“ – diesen Calderón-Vers aus dem „Richter von Zalamea“ setzte Schneider als Motto über die „Szenen aus der Konquistadorenzeit“. Gewiß hat er sich in der Zeit, in der er den „Las Casas“ schrieb, selbst als einen solchen Zeugen gesehen. Das steht im Einklang mit einer neuen Einschätzung von Dichtung in seinem Werk: Ihr Ziel ist es jetzt in erster Linie, Zeugnis zu geben, nicht so sehr ein Kunstwerk zu schaffen. Das ist anders als im „Camoës“, wo sich die Dichtung noch kunstvoll und unberührt über dem Leben erhebt und eigene Autonomie für sich verlangt – auch wenn der Preis das Leiden des Dichters ist.

Eine so intensive, beschwörende, oft fast manische Vergegenwärtigung von Geschichte, wie sie in Schneiders Geschichtserzählungen vor sich geht, mußte den

Dichter eines Tages von der Erzählung zum Drama, vom Buchmonolog zum dialogischen Theater führen – und tatsächlich drängte Schneider nach 1945 mit seiner Dichtung immer stärker auf die westdeutschen Bühnen. Seine Nachkriegsdramen kreisen alle um die Möglichkeit einer von Christen gemachten, einer christlich inspirierten Politik. So stellt „Der Kronprinz“ (1948) in den Gestalten von „Rudolf“ und „Voss“ – der zweite ist ein Abbild Hitlers – Formen einer menschenwürdig begrenzten und einer menschenfeindlich entfesselten Herrschaft gegenüber. „Belsazar“ (1949) schildert die Zeit des Nationalsozialismus als eine Epoche der Abgötterei. „Das Spiel vom Menschen“ (1949), ähnlich wie „Belsazar“ an Calderón angelehnt, rückt ein schuldbeladenes „Nordland“ (als Symbol des damaligen Deutschland) in die Perspektive christlicher Erlösung: Die Schuld des Dritten Reichs, auf Erden nicht zu sühnen, wird durch Reue und Besinnung, durch den Glauben überwunden.

Freilich, in Schneiders dramatischem Spätwerk schwindet das Zutrauen in eine gerechte – gar in eine christliche – Politik. Die christliche Botschaft wird immer mehr zum Gegenbild, zum Gegenpol des Politischen. In „Innozenz und Franziskus“ (1952) muß der mächtigste der Päpste zum Schluß erkennen, daß nicht er, sondern Franziskus das Gottesreich verkörpert: „Du bist das Reich. Du allein.“ „Innozenz und Franziskus“ ist Schneiders umfangreichstes Drama¹¹. Seine Uraufführung in Essen 1954 war sein größter Theatererfolg – Bundespräsident Theodor Heuss, Mitglieder der Bundesregierung und über 100 Zeitungs- und Rundfunkjournalisten waren anwesend. Das Werk erlebte 21 verkaufte Vorstellungen. Doch die Handlung führte in unauflösbare Paradoxien hinein: Die reine und böse Macht scheitert zwar zurecht, weil sie das Maß verliert – doch auch die franziskanische Alternative kommt nicht an ihr Ziel, sie bringt keine Veränderung, keine Verbesserung der Welt und ihrer Strukturen, sie ist einzig und allein ein umfassendes, konsequentes, unbedingtes Nein. Im irrationalen Ablauf der Geschichte sind die Spuren Gottes kaum noch sichtbar – persönliche Schuld und persönliche Verantwortung treten zurück angesichts eines sich beschleunigenden verhängnisvollen Laufs der Dinge, den der Christ nur noch erleiden, aber nicht mehr mitgestalten kann.

Wo bleibt die Gesamtausgabe?

Reinhold Schneider hat ein lyrisches, episches und dramatisches Œuvre von gewaltigen, fast beängstigenden Dimensionen vorgelegt – doppelt erstaunlich, da es einem kranken Körper, oft am Rand der Erschöpfung und des Zusammenbruchs, abgerungen wurde. Es ist auch heute, 50 Jahre nach Schneiders Tod, in seiner Gesamtheit noch kaum überblickbar. Seit den beiden letzten großen Ausgaben, der gebundenen Werkausgabe im Insel-Verlag (Gesammelte Werke, zehn Bände, 1977–1981) und der darauf beruhenden Taschenbuchausgabe, stagniert die Edition seiner

Schriften. Wichtige Ergänzungen wie etwa sein „Tagebuch 1930–1935“ (Insel-Verlag 1983) oder die Neuauflage von „Winter in Wien“ bei Herder im Gedenkjahr 2003 fanden nur in begrenzten Umfang den Zuspruch der Leser. Eine umfassende, wissenschaftlich kommentierte Gesamtausgabe – zumindest eine kritische Studienausgabe – fehlt gegenwärtig. Sie zu erstellen wäre ein dringendes Desiderat und würde auch der internationalen Reinhold Schneider-Forschung, die sich in den letzten Jahrzehnten erstaunlich breit und intensiv entwickelt hat¹², ein sicheres Fundament verschaffen, da ja erst der Blick auf das Ganze und seine vielfältigen inneren Verbindungen ein gesichertes Urteil über die einzelnen Texte zuläßt.

Vorarbeiten zu einer Neuauflage des Schneiderschen Werkes gibt es durchaus. So hat Walter Schmitz in Dresden schon vor zehn Jahren eine Werkchronologie erstellt und eine Konzeption für eine Gesamtausgabe entwickelt. Der Textbestand kann als gesichert gelten¹³. Doch ohne erhebliche Zuschüsse ist eine neue Gesamtausgabe – zumal eine wissenschaftlich gesicherte – kaum auf den Weg zu bringen. Die Zeiten, in denen Schneider-Bücher hohe Auflagen erreichten – noch von „Winter in Wien“ wurden zwischen 1958 und 2003 insgesamt 81 000 Exemplare verkauft¹⁴ – sind lange vorbei.

Können die Reinhold Schneider-Städte Baden-Baden, Dresden, Potsdam, Freiburg hier als Sponsoren etwas tun? Oder die Reinhold Schneider-Gesellschaft? Freunde und Leser Reinhold Schneiders in aller Welt? Jedenfalls liegt hier ein weites Feld für Pläne und Initiativen. Ein editorischer Neuanfang scheint mir dringend geboten. Man sollte dabei auch die Institutionen der Wissenschaftsförderung nicht aus dem Auge lassen. Schließlich ist Reinhold Schneider und seine Wirkung im Dritten Reich ein wichtiger Gegenstand politischer und kirchlicher Zeitgeschichtsforschung – wer über die Weiße Rose arbeitet, über den Kreisauer Kreis, die Militäropposition gegen Hitler, den 20. Juli, stößt unvermeidlich auf seinen Namen. Außerdem ist Schneiders Werk ein Prototyp für die illegale (und höchst erfolgreiche!) unterirdische Verbreitung von Schriften in einer Diktatur. Subversion durch heimlich weitergegebene Literatur – das wäre ein wichtiges Thema für kommunikationswissenschaftliche Untersuchungen. Für die ältere Vergangenheit (18. Jahrhundert!) ist das längst approbiert. Aber auch die Gegenwart fordert neue Fragestellungen und Untersuchungen. Wo bleiben die deutschen Darntons?

Neu zu entdecken: der Widerständler, der Europäer

Dies alles setzt freilich auch neue Zugänge zu Reinhold Schneider voraus – Zugänge, die für heutige und künftige Generationen attraktiv sind. Einen habe ich schon genannt: das seit Jahren international erfreulich zunehmende Interesse an Reinhold Schneider als einem Mann des Widerstands im Dritten Reich. Es ist in diesem Zusammenhang interessant und wichtig, daß das Reinhold-Schneider-Archiv

in Karlsruhe seit Jahren nicht nur von Literaturwissenschaftlern, sondern vor allem auch von Zeithistorikern aufgesucht wird, wie die Leiterin Babette Stadie wiederholt erfahren hat¹⁵.

Aber auch Literaturwissenschaftler könnten – und sollten! – Reinhold Schneider neu entdecken. Ich habe noch nicht von seinen Sonetten gesprochen: Sie waren nicht nur ein wichtiges Transportmittel für seine Gedanken, wurden unzählige Male abgeschrieben, vervielfältigt und weitergegeben – man denke nur an das kühnherausfordernde „Der Antichrist“ von 1938 –, sie nehmen auch einen Platz in der Gattungsgeschichte des Sonetts ein. Werner Bergengruen ist zuzustimmen: „Mehr Denker als Dichter, mehr Dichter als Künstler, hat Reinhold Schneider gleichwohl Verse geschrieben, die zu den vollkommensten unserer Sprache gehören.“¹⁶ Zu denken ist dabei vor allem an frühe Sonette wie „Raffaels unbekannter Kardinal“ oder „Sizilien“ – die späteren, fast allzu bekannten, allzuoft zitierten, haben, getragen von Schneiders prophetischer Sendung und beladen vom Pathos der Zeit, nicht mehr die gleiche Leichtigkeit und Frische.

Endlich die Europahistoriker, die Europapolitiker: Auch sie könnten Reinhold Schneider neu entdecken. Es dürfte unter den deutschsprachigen Autoren des 20. Jahrhunderts kaum jemanden geben, der über Europa ein Leben lang so intensiv, so leidenschaftlich nachgedacht hat wie er. Dabei ist zweierlei erstaunlich: der Nachdruck, mit dem er an der Eigenheit, der Unverwechselbarkeit der Länder Europas festhielt und ihr unaustauschbares geschichtliches Profil betonte – und zugleich die entschieden übernationale, post-nationalstaatliche Perspektive, in der er den Alten Kontinent vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg, aber auch schon früher gesehen hat. Einerseits war Europa für ihn ein Ort dauernder Auseinandersetzungen und Kämpfe, eine „europäische Streitwelt“, von der der Dichter bekennt, daß er ihr „verfallen“ sei, daß sie auch in seinem Leben eine entscheidende Rolle spiele:

„Mein Dasein ist eng umgrenzt. In Europa hat sich alles ereignet, was mich bestimmen kann. Ich fing an der Grenze an. Der Wellenschlag mußte mich in die Mitte zurückwerfen.“¹⁷

Andererseits ist gerade Schneiders letztes Buch „Winter in Wien“ eine Huldigung an die alte Kaiserstadt als den geheimen Knotenpunkt der europäischen Geschichte – sie evoziert das Zentrum jener Herrschaft, welche die „europäische Streitwelt“ auf langen Strecken zusammengehalten und gebändigt hat. „Winter in Wien“ ist Schneiders letzter, nur noch aus Notizen zusammengesetzter Beitrag zu einer Geschichte der europäischen Reiche, die er 1930/31 mit Portugal und Spanien (und seiner niederländisch-oranischen Gegenwelt) begonnen hatte, die dann mit „Das Inselreich“ (1936) nach Großbritannien ausgriff und die später das Zarenreich und seine Herrscher in Erzählungen und Dramen umkreiste. Kein Autor hat Europa von der iberischen bis zur slawischen Welt, vom Süden bis nach Skandinavien – notabene auch in Reisen – in ähnlicher Weise zu umgreifen, zu begreifen versucht wie Reinhold Schneider.

Zweifel und Ketzereien: das autobiographische Spätwerk

Ich schließe mit einem Blick auf Schneiders autobiographisches Spätwerk, auf die Bücher „Verhüllter Tag“ (1954), „Der Balkon“ (1957) und „Winter in Wien“ (1958). Besonders „Winter in Wien“ gilt vielen, die in Schneider den monumentalen Zeugen und Propheten sehen, als ein Dokument des Zweifels, ja der Auflösung. Gewiß scheint hier vieles nachzugeben und wankend zu werden, was bis dahin in seinem Leben und Denken fest und unerschütterlich erschien: die Sicherheit des Glaubens ebenso wie das Vertrauen in die Lernfähigkeit, die Rationalität und Humanität des Menschen. Es ist das letzte Mal, daß den Dichter die Geschichte mit ihren Paradoxien überfällt – aber ebenso (in den Wiener Museen) die Natur mit ihren unlösbaren Fragen, ihren Saurier-Skeletten, ihrer Auflösung und Selbstverzehrung.

„Winter in Wien“ ist ein Buch voller Zweifel, voller Ketzereien. Manchmal werden sie in fast spielerischem Ton vorgetragen. Schneider offenbart sich in diesem sehr persönlichen Buch als ein körperlich und seelisch Angefochtener, ein Leidender – als ein Mensch, der sich selbst fraglich geworden ist und der, den kommenden Tod vor Augen, auf alle Sicherheit verzichten muß: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben.“

Aber würde ein glaubensfreudiger, ein rundum sicherer, von keinem Zweifel angefochtener Reinhold Schneider überzeugender zu uns sprechen – zu uns, den Menschen des Jahres 2008? Schon in „Verhüllter Tag“ hat Schneider Theologen ironisiert und kritisiert, die in geschichtlichen Abläufen immer wieder die sichtbaren Spuren Gottes zu finden glaubten und sie genau bezeichnen, gewissermaßen dingfest machen wollten: „Preisen sie nicht etwas voreilig Gott in der Geschichte, der nur der Gott ihrer Staaten ist?“¹⁸ Schneiders angefochtener, gebrochener, ja zerbrochener Glaube – kann man ihn nicht auch im Licht des Kreuzes sehen, das ihn in seiner Freiburger Wohnung beim Schreiben stets anblickte¹⁹? Gibt es, wenn man nicht beim Rhetorischen stehen bleiben will, sondern die Existenz des Menschen einbezieht, eine glaubwürdigere Predigt als die aus einem zerbrochenen Mund?

„Anderen hat er geholfen, sich selbst kann er nicht helfen!“ – dieser Hohnruf angesichts des hilflosen Christus am Kreuz wurde nach „Winter in Wien“ auch gegen den zweifelnden Reinhold Schneider erhoben. Der Unerschütterliche – selbst ein Erschütterter, Gebrochener? Das war er in der Tat. Aber bestätigt sich darin nicht gerade die Kreuzes- und Christusnähe, in der Reinhold Schneider sein Leben lang gelebt hat und die auch aus den letzten Zeilen seiner Bücher spricht? Der auf dem Weg zur Osternachtfeier Gestürzte konnte sich in der Tat am Ende nicht mehr selbst helfen. Aber zeitlebens ist er gerade in seiner Hilflosigkeit unzähligen Menschen zur Hilfe und Stütze geworden. Darin ist er gegenwärtig bis heute – Grund genug, seiner an seinem 50. Todestag mit Respekt und Dankbarkeit zu gedenken²⁰.

ANMERKUNGEN

¹ W. Bergengruen, Grabrede für Reinhold Schneider, gehalten auf dem Baden-Badeiner Friedhof am 10. April 1958, in: R. Schneider, Winter in Wien. Aus meinen Notizbüchern 1957/58. Neuausgabe (Freiburg 2003) 285–292, 286, 289.

² Das Urteil steht auf dem Umschlag, der – wie bei vielen Hegner-Büchern üblich – eine Inhaltsangabe und Bewertung des Buches enthält.

³ R. Schneider, Verhüllter Tag (Köln 1954) 11–26.

⁴ Ebd. 91–126.

⁵ Über Joseph Rossé: Verhüllter Tag (A. 3) 162ff.; F. Schnabel, Eine elsässische Tragödie, in: Hochland 44 (1951/52) 373–376; L. Kettenacker, Nationalsozialistische Volkstumspolitik im Elsaß (Stuttgart 1973). Weitere Aufschlüsse über Rossé und den Alsatia-Verlag sind von P. Nordblom (Mainz) zu erwarten.

⁶ R. Schneider, Der Mensch vor dem Gericht der Geschichte (Baden-Baden 1946) 13, 14, 8, 9.

⁷ R. Schneider, Tagebuch 1930–1935 (Frankfurt 1983), Eintrag vom 11. Januar 1931.

⁸ Verhüllter Tag (A. 3) 162.

⁹ Ebd. 109f.

¹⁰ Das Leiden des Camoes (Neuausgabe), in: R. Schneider, Iberisches Erbe (Olten 1949) 13–138, 25.

¹¹ Einen Überblick über Schneiders verschiedene Bearbeitungen des Innozenz- und Franziskus-Stoffs gibt R. Schuster, Antwort in der Geschichte. Zu den Übergängen zwischen den Werkphasen bei Reinhold Schneider (Tübingen 2001) 313–323. Die Thematik hat den Dichter lebenslang beschäftigt.

¹² E. Blattmann, Zum Stand der Reinhold-Schneider-Forschung, in: Reinhold Schneider Blätter. Mitteilungen der Reinhold-Schneider-Gesellschaft, Heft 18, Oktober 2006, 13–40.

¹³ Mitteilung von Prof. Dr. Walter Schmitz an mich vom 6. März 2008.

¹⁴ Mitteilung des Verlags Herder (Dr. Rudolf Walter) an mich vom 27. Februar 2008.

¹⁵ Mitteilung von Dr. Babette Stadie an mich vom 5. März 2008.

¹⁶ W. Bergengruen, Schriftstellereexistenz in der Diktatur. Aufzeichnungen u. Reflexionen zu Politik, Geschichte u. Kultur 1940–1963, hg. v. F.-L. Kroll, N. L. Hackelsberger u. S. Raschka (München 2005) 162f.

¹⁷ Verhüllter Tag (A. 3) 77.

¹⁸ Ebd. 198.

¹⁹ H. U. v. Balthasar, Nochmals Reinhold Schneider (Einsiedeln 1991) weist zurecht auf Erich Przywara SJ und seine „überdialektische Kreuzestheologie“ hin. Reinhold Schneider stand mit Przywara seit 1951 in Verbindung.

²⁰ Zum 50. Todestag neu erschienen: Wege zu Reinhold Schneider, hg. v. F. Emde u. R. Schuster (Passau 2008); Reinhold Schneider, Ohne Opfer kein Friede, Autorenlesung (Audiobuch), hg. v. M. Albus (Freiburg 2008).

Diesem Beitrag liegt ein Vortrag zugrunde, der zum 50. Todestag von Reinhold Schneider im Rathaus Baden-Baden am 6. April 2008 gehalten wurde.